

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

136 (14.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Alfons und Bianca

Vor ein paar Jahren, als die spanischen Divisionen in Marokko im Kampfe gegen die Rifabanden blühten, heiratete in dem Orte Balbecas, in der Nähe von Madrid, der Kupferhändler Alfons Barajas eine junge Arbeiterin namens Bianca. Barajas kam aus dem Gebirge. Er liebte Bianca sehr, schon weil sie ihn an seine Lieblingschwester erinnerte. Er lebte glücklich mit ihr, aber vier Wochen nach der Hochzeit wurde er zu einer Truppe eingezogen, die in Madrid in Garnison lag. Bianca blieb neben Alfons, seine Hand in der ihren haltend, als das Regiment in der Glut eines Aufruhrs nach dem Bahnhof marschierte, um nach dem Rifgebiet abtransportiert zu werden. Auf dem Bahnhof, an der Spitze der braunen, hölzernen Schlange von Güterwagen, der Frauen, auf deren Gesichtern sich Schmerz und Groll mischten, betäubt von den Klängen der heillos spielenden Regimentskapelle, umarmte Alfons die schluchzende viele Male, und jedesmal sagte er: „Ich komme ja zurück. Der Krieg geht vorüber. Du brauchst doch nicht zu weinen.“ — und was er sonst noch an tröstlichen Worten fand. Dann schmetterte eine Trommete das Abfahrtsignal. Die Menschen rissen sich auseinander; die Soldaten ließen auf das Geheiß der Offiziere in die Wagen. Bianca blinnte mit den andern Frauen dem Zuge nach. Die Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sie war schwanger. Monate vergingen. Die Zeitungen meldeten von schweren Kämpfen, von Siegen; sie berichteten vom Opfermut der Truppen. Immer mehr Regimenter wurden mobilisiert, auf Dampfer geladen und gegen die aufständischen Araber geführt. Bianca lebte in einer bangen Ungewißheit, die von Tag zu Tag quälender wurde, und auch die wenigen Briefe, die sie von Alfons erhielt, konnten sie nicht beruhigen. Im Dezember gebar sie einen Knaben. Sie nannte ihn Miguel; so hatte es sich Alfons gewünscht. Als das Kind zwei Monate alt war, blieben die Briefe aus. Eine Woche, zwei Wochen, einen ganzen Monat. Einem Abends, als Bianca am Fenster saß und das schlafende Kind in den Armen hielt, fühlte sie plötzlich einen wehen Schmerz in der Brust. Sie erschrak; ihre Arme wurden schwach, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er ist tot, dachte sie plötzlich; Alfons ist tot; ich fühle es. Warum dieser Kriebel, dieser lähmende, furchtbare Kriebel? Ist nicht genug Leid in der Welt? Was hat Alfons getan, daß er sterben muß, um ein Kind zu gebären, das er nie in seinem Leben gesehen hätte? Sie nahm einen Streifen schwarzes Tuch und legte ihn um Alfons' Bild, das an der Wand hing. Endlich schlief sie ein. Hoffnungslos, von Kummer und Gram überwältigt.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. Durch das Fenster fiel das Licht eines sanften, blauen Mondes. Das Kind schlief. Alles war still. Nichts störte sie. Da klopfte es leise an die Tür — aber an die Wand; sie konnte es nicht untergehen. Sie richtete sich auf. Es klopfte wieder und stärker. Bianca stand auf und ging furchtsam zur Tür. „Bianca, so öffne doch“, flüsterte draußen eine Stimme. Sie zog den Riegel zurück. In der Tür stand — Alfons. Sie wurde von Schreck, als wäre er kein lebendiger Mensch, als wäre er ein schredliches Gespenst, das mitten in der Nacht vor ihrer Tür stand, sie zu peinigen, und zu quälen. „Alfons“, rief sie, „kommst du in deinen Armen, du kommst, du bist nicht tot?“ — „Nein“, flüsterte der Mann. „Ich lebe, ich bin gelohnt.“ — „Alfons“, schrie Bianca, „mir träumte noch eben, du seist gestorben, ich würde dich nie mehr sehen. Ah, Alfons! Und sie prekte ihn an sich. „Lebe“, sagte Alfons. „Niemand darf wissen, daß ich hierher gekommen bin.“ Und er erzählte, wie er mit einem andern Kameraden geflohen, wie sie halberbungen aus dem Lager eines englischen Demoskraphen waren. Aus Mitleid hatte sie der Kapitän mitgenommen; aus Mitleid hatten ihm die Matrosen eine alte Hofe geschenkt, einen Sweater und eine Mütze, deren Schild fehlte. So stand er vor Bianca, ein junger Mann von 22 Jahren, den Heimweh und Sehnsucht unheimlich zurückgetrieben hatten. Sie fühlte

sich wieder in die Arme. Sie waren einander wiedergegeben. Sie meinten und lachten vor Glück. Sie mußten nicht, wie nahe das Schicksal ihnen drohte; sie ahnten es nicht.

Im Morgengrauen berieten sie. „Ich muß fort. Ich habe keine Ruhe mehr“, sagte der Mann. Sie saßen den Morgen langsam an. Das Licht floß durch das Fenster auf das Bett. Ein neuer Tag begann, ein unsäglich schöner Tag. Das Kind erwachte und schrie. Bianca nahm es an die Brust. Es trant. Sie laßen sich beide in die Augen. Wie gut könnten wir leben, dachten sie beide. Endlich sagte Alfons: „Ich gebe zu meinem Vater. Er wird mich verbergen. Bei ihm bin ich sicher. Später kommt du nach mit dem Kinde.“ — „Ja“, antwortete sie nachdenklich, „später.“

Alfons war nochmals eingeschlafen. Bianca lag neben ihm und sah, wie der Schlaf sein Gesicht glättete und befriedete, sein junges Gesicht, in dem jede Pore von Heimweh und Sehnsucht durchstrahlt war. Gegen Mittag polterten Schritte die Treppe herauf. Alfons fuhr aus dem Schlafe. Die Tür wurde aufgerissen. Eine Gendarmenpatrouille! Gellend sagte Bianca: „Alfons, das Fenster!“ Schon war Alfons am Fenster, da sah er unten Helme. Er wandte sich um, nahm einen Anlauf. Sie fingen ihn an der Tür ab und rangen mit ihm. Sie überwältigten und töteten ihn. So stand er vor Bianca. Sie ging zu ihm hin, fuhr viele Male mit beiden Händen über sein Gesicht, das nach war von Schmerz. Sie umschloß ihn. „Ich rette dich, mein Alfons“, rief sie. „Ich rette dich“, flüsterte sie. Die Gendarmen sahen Alfons fort. „Ich rette dich“, flüsterte Bianca zum drittenmal — und fand schon allein.

Die Desertionen hatten sich gehäuft. Man beschloß, ihrer mit äußerster Strenge Herr zu werden. Alfons wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Er sah ein hartes Gesicht. Er sah mitten hinein in einen großen, dunklen Mund, der sich auf und ab bewegte, bis er endlich berief, doch es kein Todesurteil war, das über ihn ausgesprochen wurde. Er schwankte. Man führte ihn wieder in die Zelle zurück. Man sprach mit ihm. Er hörte nichts. Verstohlenen Mundes sah er da und starrte an die Wand.

Bianca fiel mit einem Gedankensprung durch die Straßen. Eine arme Frau ging, um ihren Mann zu retten. Sie mußte nicht, wie früher es ist, einen Menschen zu retten. Es ist unmöglich; nur sie mußte es nicht. Sie ging zu den Aemtern. Sie fiel durch hohe, kalte Gänge. Sie verzirrte sich. Sie wurde vom Zimmer zu Zimmer geschickt. Sie blieb hin und wieder stehen und lauschte. Das ganze Haus war erfüllt von einem geheimnisvollen Rauschen. Sie dachte: Tote marschieren, immer dieselben Schritte vom Morgen bis zum Abend. Sie können nicht von der Stelle. Tote marschieren. „Ich rette dich“, Alfons. „Ich rette dich“, flüsterte sie müde vor sich hin, verweilt und voller Schmerz, der an ihr froh mit scharten, wehen Strichen. Endlich gelang es ihr, bis zum Kriegsminister vorzubringen. Sie sah einen alten Mann, einen Mann mit scharfem Gesicht, das blickte sorgig über Papiere hinweg auf sie. Ein harter, böser Blick warf sie in einem Schwächeanfall zu Boden. Man hob sie auf. „Exzellenz werden den Fall prüfen“, hörte sie eine Stimme an ihrem Ohr. Sie ging. Plötzlich fiel sie schneller, immer schneller. Sie ward benadigt werden. Er ist gerettet. Er wird leben, dachte sie und kam nach dem Gefängnis, zu Alfons. Man ließ sie ein. Sie wurde zu einem Offizier geführt: Vor einer Stunde war Alfons erschossen worden.

„Geschlossen!“ Sie wand wieder auf der Straße. Es war Abend. Letzte Willen hingen am Himmel. Es war Frühling. Alfons ist tot? Es ist nicht wahr! Er wird zu Hause vor der Tür stehen, auf mich warten und sagen, daß ich gekümmert habe. Es ist nicht wahr. Er lebt. Es gibt keinen Krieg, kein Dasein, um irgendetwas. „Es kann doch nicht wahr sein!“ schrie sie, während der empfindende Schmerz sie überfiel wie ein buntes Tier. — Alfred Prugel.

Heiterer Roman eines Großstadthundes  
**PUZZI**  
JOH. FERCH  
Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

11

Sie fährt unter lauten Beschimpfungen auf mich zu. Zum erstenmal stelle ich mich gegen Menschen und zeige die Zähne.  
Da reißt die Frau die Tür auf, ihr Antlitz zeigt kein Lichtchen des fröhlichen gütigen Vernehmens, als sie schreit:  
„Fort, du nichtsnutziges Tier, komm' nicht wieder! Fort!“  
Ich trete knurrend durch die offene Tür, höre noch die Vögel kreischen und den Kater höhnisch schnurren — dann eile ich über die Straße.  
Draußen badet die Frühlingssonne die Welt im Lachen des schönen Frühlingstages. Ich fühle keinen Abschiedsschmerz, bin ein Großstadthund, der dem Leben gewachsen ist.  
Heiter wähle ich mich in das pulsierende Leben der Straßen und streiche meiner ferneren Bestimmung entgegen.

IV.  
Im Reich des Mokka

Die Menschen sind bestimmt verrückt. Wie ich durch die Straßen schlendere, klingt aus einem offenen Fenster eine singende Stimme, verunzert durch ein mifftönendes Klavier:  
„Der wunderschönste Monat im Jahr,  
das ist der Mai, der Mai fürwahr...“  
Ich finde keinen Unterschied gegen die frühere Zeit. Ein kühler Wind hat sich erhoben, der Regen ist kalt wie flüssiger Schnee. Die Menschen eilen, in Mänteln gehüllt, an mir vorüber, werden langsam seltener. Wieder schließen sich die Haustore. Eine lange, düstere Nacht liegt vor mir — wie das erste Mal.  
Seither habe ich verschiedenes gelernt und erkannt, daß die Menschen ihren Verstand oftmals dazu gebrauchen, um unverständlich zu handeln. Sie ertischen sich geistige Strafen, auf denen sie trotz schwerer Hindernisse dahinwandern, den Blick starr geradeaus gerichtet, während ein Blick nach rechts oder links ihnen gangbare Wege erschließen könnte. Sie leugnen diese Wege, erklären sie auf Grund der geistigen Befehle als für nicht vorhanden — wenn sie auch die Wirklichkeit bedeuten — und folgen hypnotisiert Sägen, die sie als Früchte der Philosophie, also der Weltweisheit, erklären, gegen die man nicht ohne Schaden verfehlen könne.  
Auch der kluge Berg irrt, als er eine solche Straße verberlichte und mich später dazu verführte, ein Märtyrer zu sein, da er behauptete, jeder finde seine Bestimmung. Also soll man geduldig harren, bis sie uns irgendwo entgegenkommt? Weit gefehlt.

### Volkstheater

„Vor Sonnenaufgang“  
Schauspiel von Gerhart Hauptmann

Der einführende Aufsatz über dieses Stück in den „Monatsheften“ der Volkstheater Karlruhe enthält uns die Pflicht, unter jenen die wir bereits anlässlich der Eröffnung, vom Darstellenden, das wir ebenfalls bereits gewürdigt haben, ist vor allem die höchste Auszeichnung des Zusammenhanges zu rühmen sowie die vornehmste Gefühlsregung des Mitleids in dem Patrierhaus des Geheimrats Clausen. In dem Ensemble dominierte Herr Paul Rudolf Schulte als der geistige Überwinder, menschlich hochbegabte, allen Bildungselemente offene Mitteilungsleiter der alten Schule, der seine Gemeine nicht zur Erzielung neuen Profits verwendet, sondern zur Erhöhung und Ausweisung seines Menschentums. Die Tragik dieses Edelmenschen, dessen Leben nichts als Aufopferung im Dienst seiner Kinder war, und der nun auf den ihm drohenden Widerstand dieser verdönmten Sinne selbst, als er im Alter noch einmal etwas Sonnenlicht für sich selbst einfangen will, die Tragik verstand der Künstler bis in ihre tiefsten Abgründe fähig zu machen. Unter den Gegenpartnern gab es gut abgerundete Charaktere zu sehen: K. Loebe als kaltrechnender Professor, Frau und als brutaler Betriebsdirektor, dann die Damen Charlotte und Bertine. Auch das schabelhaft scharf und realistisch profilierte Jutistrats Sannfeld des Herrn v. d. Trenck muß man noch einmal mit warmer Anerkennung gedenken. Mit zum Besten seiner Darbietung gehörte die Entlohnung, wo er dem alten Geheirat die Einführung machen muß, daß seine Kinder ein Entmündigungsverfahren gegen ihn eingeleitet haben, und daß er selber zum ersten weilligen Vormund bestellt sei. Wie schwer dem innerlich Widerstrebenden die Mitteilung dieser Schurkerei wird, wie er nachher bei den andern seinem inneren Anstand freien Lauf läßt, sich den Knäuel herunterreißen und seine Meinung unverbohlen zu vernehmen gibt, das war eine psychologische Studie eines reinen Seelenkünders. Hr. Erwin, die blonde Germanin mit ihrer jugendlichen Kühnheit und Herzlichkeit, hatte gegen das erste Mal an Sicherheit gewonnen. Das ganze Ensemble bewies schönen Eifer und erntete nach jedem Akt den Dank der aufmerksam folgenden Zuhörer in mehrfachen Hervorrufen.

Vom Landestheater. Zu Anerkennung ihrer künstlerischen Leistungen hat der Herr Minister des Kultus und Unterrichts mit Zustimmung des Verwaltungsrats des Badischen Landestheaters dem Herrn Paul Rudolf Schulte die Amtsbezeichnung „Kammersänger“ und dem Schauspielern Paul Rudolf Schulte und Friedrich Brüder die Amtsbezeichnung „Staatschauspieler“ verliehen.

In der Ober verzeichnet der Spielplan für Dienstag, den 14. Juni, die Neuinszenierung von Gounods Oper „Margarite“. Es schließen sich an die Wiederholungen der Operette „Der Zigeunerbaron“ (Schrift: Reich-Schick) am Mittwoch, den 15. des „Sinnbilds“ die drei „Missetäter“ am Donnerstag, den 16., des „Dreimäderlhaus“ am Samstag, den 18., und Wagners große Oper „Rienzi“ am Sonntag, den 19. Juni. Die erste Wiederholung der neuesten studierten erfolgreichsten Komödie „Schneider Wibbel“ von Millers-Schöffer findet am Freitag, den 17. Juni, statt.

Als letzte Schauspiel-Erführung dieser Spielzeit gehen am Dienstag, den 21. Juni, drei Einakter Arthur Schnitzlers, des vor fünfzig Jahren verstorbenen österreichischen Dichters, in Szene: die Komödie „Die große Scene“, das Puppenpiel „Der tapferer Callian“ und die tragische Groteske „Der arme Katadul“.

Auswärtige Waidigung. Die Kammergängerin Marie Hans von Landestheater gab in den letzten Tagen ein Gastspiel im Nationaltheater Mannheim, worüber einige bemerkenswerte Zeitungsberichte vorliegen. So schreibt das Mannheimer Tagblatt: „Die weitaus eindrucksvollste geistliche Leistung des Abends war die Eingänge von Marie Hans, Karlruhe, die für die erkrankte die Schulung einbrang. Ein mächtiges, veredelt Schwingen auf ihr Gelang, zeuberisch im Schimmer der leuchtenden Mondnacht, auf strahlend im Glanz festhafter Liebe.“

Man wird nicht auf sie warten oder sie suchen, sondern sie selbst schaffen und herbeizwingen. Ist das nicht verständiger?

Warum warten, bis mich ein Mensch findet? Ich werde mich ihm geben und ihn dadurch zum Erfüllen meiner Bestimmung zwingen.

In der finsternen Straße bemerkte ich beleuchtete Fenster, eine offenkundige Lücke. Ein Café. Ich fasse einen raschen Entschluß, trotze hinein, fast gabelnd von dem Lichterglanz, der durch den Saal flutet. An einigen Tischen sitzen lustig lärmende Menschen, nur Männer. Das ist eine gute Verheißung. Frauen bringen mir Unglück.

Bei einem Tische lege ich mich nieder, mitten in das hellste Licht. Man muß die Menschen überraschen.

Ein Mann mit einem lichten Rock eilt an mir vorüber, starrt mich an, als sähe er ein Wunder, blickt sich, als ob er seinen Blicken nicht trauen könne.

Dann ruft er:  
„Richard!“  
Ein Junge eilt aus einer Ecke:  
„Bitte, Herr Ober!“  
Der Ober fragt scharf:  
„Wie kommt der Hund daher?“  
So einfüllig können nur Menschen fragen. Wie soll der Junge das wissen? Der Junge verlegt die Schultern:  
„Ich weiß es nicht!“  
Der Ober knurrt:  
„Du weißt nie etwas. Der Hund muß doch einem Gast gehören. Wer ist zuletzt gekommen?“  
Niemand!

Der Ober schreit:  
„Dann ist also ein Wunder geschehen. Vor ein paar Minuten war der Hund noch nicht da.“  
Wenn die Menschen ihre Einfalt verteidigen, weil sie alles wissen wollen und doch nur wenig wissen, sprechen sie von Wundern. Aber so sind sie, die Verstandesathleten. Nur recht kompliziert, recht verworren. Das Naheliegende liegt ihnen am weitesten. Gibt es denn etwas Einfacheres als die Erklärung, daß ich eben bei der Lücke hereinkam? Niemand hätte wegen eines plötzlichen bei einem Tische sitzenden Menschen von Wundern gesprochen.

Einige Männer erheben sich von dem nächsten Tisch und nähern sich uns:  
„Was ist denn?“  
Der Ober erklärt ihnen das „Wunder“, um mich bildet sich ein Kreis. Ein dicker Mann sagt:  
„Ganz einfach. Das ist a Vagant, die schlechtesten Hund“. Die bleiben nitigend.“

Ich verbarre ruhig. Das verblüfft die Betrachtenden. Einer beugt sich nieder und liest am Halsband meinen Namen, befestigt sich dann die Hundemarke.

„Seine Herrenleute werden ihn suchen. Er hat sich vor dem Regen hereingeflüchtet. Vielleicht gehört er irgendwo in ein Café.“  
Ein anderer macht den Vorschlag, Richard solle auf Grund der Marke am nächsten Tag den Besitzer erörtern und mich ihm überbringen. Der werde sich nicht knauerlich zeigen. Auf keinen Fall soll man mich in die Nacht hinausjagen.

Der Wunsch des Stammgastes wird erfüllt. Richard nimmt mich später, nachdem er mich gestützt — auf Kosten eines Gastes, der Schinken verlangt hatte — zu sich in die schmale Kammer. Ich schlafe bei ihm im Bett. Und triumphiere über Berg. Wir können selbst Bestimmung spielen, wenn wir nicht eingetrockneten Sägen, sondern anferem durch die Notwendigkeit der Stunde geborenen Willen folgen.

Es ist so gekommen, wie ich es erwartete. Richard hat die Adresse der alten Frau erfahren, hat mich hingebachtet — sie warf uns beide hinaus. Richard, der arme Junge, tat mir in seiner Verlegenheit leid. Er jagte mich einigemal von sich, ich ignorierte die Ablehnung und folgte ihm jabe.

Der Ober empfängt uns sturzwiegend:  
„Was, der Hund ist schon wieder hier?“  
Der Junge spielt den Fittenden. Es ist nur eine Komödie. Wir Jungen fürchten uns niemals ernstlich.  
„Er geht nicht von mir weg, und die alte Frau, der er entschlafen ist, will ihn nicht mehr nehmen.“  
Der Ober prüft mich mit forschenden Blicken.  
„Wenn er ein Rassehund wäre, könnte man ihn verkaufen. Aber dieses Faßdickel nimmt doch niemand gefehlt.“  
Also mein Freund bist du nicht mehr, Herr Ober. Wenn ich nur könnte, wie ich wollte. Aber zur richtigen Zeit demütig sein, gibt später Nacht und Möglichkeit der Vergeltung.

Richard, der Piffolo, wie ihn die Gäste am Abend nannten, lacht schlaue.

„Die Gehfin hat übermorgen ihren Namenstag. Vielleicht könnten wir ihr den Hund als Geschenk geben. Herr Ober, Sie könnten sagen, Sie hätten ihn gekauft, ich habe auch ein bißchen darauf gezahlt, als Zeichen unserer Verehrung — sie wird sehr erfreut sein und —“

Der Ober überlegt kurz:  
„Das ist eine Idee. Wir haben den Hund um fünfzig Schilling gekauft, es ist eine indochinesische Rasse. Du verbitst ihn einzuweilen bei dir.“

Ich lache innerlich, wede vergnügt mit dem Schwewe, die bei den Spitzhunden verbergen sich. Daß ich einer Frau gegeben werde, erregt zwar mein Bedenken. Aber mein Ertun wird schon alles gut enden lassen.

Der Piffolo nimmt mich indessen in die Lehre. Er ruht nicht fröhlich, bis ich kunstgerecht bitten lerne. Ich sehe mich auf die Hintertürne und bewege die eingebogenen Vorderfüße in bittender Gebärde.

Am Morgen des übernächsten Tages kommt die Gehfin, eine dicke, vollbüßige Frau. Der Piffolo holt mich aus dem Versteck, der Ober lockt mich, er weist auf mich und benehmt mit beugelnd bewegten Worten, daß sie keine Kosten scheuten hätten, um der weichen, gütigen Frau Gehfin eine bescheidene kleine Freude zu machen.

Richard flüstert mir unbemerkt zu:  
„Bitten!“

(Fortsetzung folgt.)